



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Falle würde ich sagen: Er hat es nur seiner eignen maßlosen Unvernunft zu danken. Aber das arme Weib! das ist es, was mich bedrückt; und deswegen komme ich her, gnädige Frau; denn an Sie habe ich eine große Bitte. Sie sollen mir helfen, und damit Sie wissen, warum, will ich Ihnen den Zusammenhang erzählen.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein norddeutscher Bund und Kaiser zu Anfange des Jahrhunderts. Die Grenzboten haben in zwei Artikeln gezeigt, daß die Idee der Einigung Deutschlands mit der Wiederbelebung des Kaisertums schon Jahrzehnte vor dem Winter 1870, schon bald nach den Befreiungskriegen, dann 1848, später 1863 und 1866 verbunden wurde. Wenn dabei das letztemal an einen Kaiser Norddeutschlands gedacht wurde, so gestatten Sie mir wohl, in der Kürze nachzuweisen, daß dieser Gedanke unter andern Verhältnissen schon viel früher laut geworden ist und einen Augenblick Aussicht auf Verwirklichung gehabt hat. Im Jahre 1800 erschien im Hinblick auf die von Frankreich her drohende Auflösung des deutschen Reiches eine Schrift unter dem Titel: Wie könnten Deutschland und Preußen gerettet werden? worin die Gründung eines neuen Bundes der deutschen Staaten vorgeschlagen wurde, der sich um Preußen gruppiren und, da eine Vereinigung ganz Deutschlands um letzteres zwar wünschenswert, aber nicht ausführbar erschien, sich auf das nördliche Deutschland beschränken sollte. Der Zweck sollte lediglich die Verteidigung des gemeinsamen Gebietes unter preußischer Führung, das Mittel eine Verständigung ohne Zwang sein. Ähnliches regte eine Druckschrift Massenbachs an, die sich für eine Union der Fürsten Norddeutschlands unter dem Könige von Preußen aussprach, welcher deren geborner Feldmarschall sein und mit dem Titel „Erbkaiser des nördlichen Deutschlands“ auf einem Reichstage in Braunschweig als ihr Oberhaupt ausgerufen werden sollte. Dieser Plan fand den Beifall Friedrich Wilhelms des Dritten und seines Ministers Haugwitz; doch hielten Rücksichten auf Oesterreich und Frankreich beide lange zurück, darnach zu handeln, auch dann noch, als Napoleon 1804 den König von seiner Absicht unterrichtete, sich die Kaiserkrone Frankreichs aufs Haupt zu setzen, und dabei andeuten ließ, wenn er ebenfalls die Kaiserwürde annehmen wolle, so werde Frankreich ihn bereitwillig unterstützen. Erst als Napoleon diese Andeutungen wiederholte, begann der König eine andre Politik. Im Juli 1805 begleitete Talleyrand die Mitteilung des Entwurfs der Rheinbundsakte, die ein Jahr später Thatsache wurde und zur Auflösung des deutschen Reiches führte, mit den Worten: „Es ist nun an Preußen, eine so günstige Gelegenheit zu benutzen, um sein System zu vergrößern und zu befestigen. Es kann unter einem Bundesgesetze die noch zum deutschen Reiche gehörigen Staaten vereinigen und die Kaiserkrone an das Haus Brandenburg bringen, oder auch, wenn es dies vorzieht, einen Bund der norddeutschen Staaten

bilden, welche mehr in seinem Wirkungskreise liegen. Der Kaiser billigt schon jetzt jede derartige Maßregel, die Preußen für geeignet halten wird.“ Der König war hierüber erfreut und lehnte zwar die deutsche Kaiserwürde „aus Rücksicht auf das erhabne Haus, welches das Szepter Deutschlands verlieren sollte,“ ab, nicht aber die Bildung eines norddeutschen Bundes und die Annahme der Kaiserwürde innerhalb eines solchen. Ohne Verzug schrieb er an die Kurfürsten von Sachsen und Hessen, um diese für die Errichtung einer norddeutschen Union zu gewinnen, und es kamen wirklich Konferenzen über die Angelegenheit zu stande, die in Berlin abgehalten wurden, und bei deren Schlusse Haugwitz von den beiden genannten Staaten eine endgiltige Erklärung darüber bis zum 1. September verlangte. Der Umstand aber, daß Preußen an dem Kaisertitel unerschütterlich festhielt, mißfiel den Kurfürsten, und sie zogen ihre Entschlüsse in die Länge. Haugwitz erklärte endlich, sein König werde die Kaiserwürde nur auf Antrag Sachsens und Hessens annehmen. Diese aber beeilten sich damit durchaus nicht, denn mittlerweile war ihre Eifersucht und ihr Mißtrauen gegen Preußen gestiegen, und anderseits wirkten französische Ränke bei ihnen gegen den preußischen Plan, wofür A. Schmidt in seinem Werke „Preußens deutsche Politik“ (Berlin 1850) unwiderlegliche Beweise beigebracht hat. Während Preußen offiziell zur Gründung des norddeutschen Bundes, der „eine ähnliche Vereinigung wie der Rheinbund sein“ und „unter den Auspizien Preußens stehen sollte“, aufgefordert wurde, suchte Napoleon insgeheim die dabei in Betracht kommenden deutschen Fürsten von Preußen abzulenken. Das scheue Hessen, sagt Schmidt, wurde zum Eintritt in den Rheinbund eingeladen und durch das Versprechen der Neutralität und beträchtlicher Vergrößerung gefördert. Dem ängstlichen Sachsen pries man die Vorzüge der Selbständigkeit bei erhöhter Würde an. Dem Könige von Dänemark (als Herzog von Holstein) und dem Kurfürsten von Würzburg ging geradezu der Rat zu, dem Verlangen der preußischen Krone Widerstand zu leisten, und den Hansestädten wurde kurz und bündig erklärt, daß Napoleon nie in eine Teilnahme derselben am norddeutschen Bunde willigen werde. So zerstörte er im Stillen, was Preußen, durch ihn veranlaßt, im Vertrauen auf die Ehrlichkeit seiner Absichten zu schaffen versuchte. Zunächst zwar wurde ein mit Hessen verabredeter Bündnisvertrag von dem Gesandten dieses Kurfürstentums unterzeichnet; aber Sachsen zögerte und ließ nur in Berlin anzeigen, daß es nächstens seinen Berliner Vertreter zum Abschluß der erneuerten Verbindung zwischen Brandenburg, Sachsen und Hessen instruiren werde, und darauf ließ der Hesse nach Berlin melden, daß er aus Achtung vor dem Kurfürsten von Sachsen noch nicht zu ratifiziren gedenke. Weitere diplomatische Verhandlung in der Sache, selbst persönliche Schritte Friedrich Wilhelms hatten keinen bessern Erfolg als die bisherigen Vorstellungen. Der Hesse erklärte zuletzt, den Bündnisvertrag deshalb nicht vollziehen zu können, weil Preußen darin die vormaligen Rechte des Kaisers in Anspruch nehme, und sofort bekam der sächsische Gesandte die Weisung, den Vertrag nun auch nicht zu unterzeichnen, weil, wenn Hessen nicht mit abschließe, die Lage der Dinge eine völlig andre sei. Damit ging der beabsichtigte norddeutsche Bund und dessen Kaiser in der Geburt zu Grunde, während der Rheinbund unter seinem fremdländischen Protektor etwa um dieselbe Zeit zu schmachvoller Wirklichkeit wurde. Am 12. Juli 1806 unterzeichneten sechzehn deutsche Fürsten eine Akte, durch die sie ihre Trennung von Kaiser und Reich vollzogen, und die am 1. August dem Reichstage in Regensburg übergeben wurde. Als Gründe der Lossagung gab man die Mängel der deutschen Verfassung an. Am demselben Tage erklärte der Gesandte, den Napoleon beim Reichstage unterhielt, daß sein Kaiser ein deutsches

Reich nicht mehr anerkennen werde, und fünf Tage später legte Kaiser Franz seine Würde als Oberhaupt dieses Reiches nieder und entband dessen Fürsten in aller Form ihrer bisherigen Pflichten. Finis Germaniae! Es gab nur noch eine österreiche Monarchie, eine Gruppe französischer Vasallenfürsten deutscher Nationalität, einen preussischen Staat und ein Kurfürstentum Sachsen, das nach der Schlacht bei Jena gleichfalls dem Rheinbunde angegliedert wurde.

Bemerkenswert ist, daß auch Hegel und später Goethe, jeder in seiner Weise, die Wiedervereinigung Deutschlands als Notwendigkeit erkannten, und daß der Dichter dessen große Bestimmung voraussah. Der Philosoph aus Süddeutschland nahm in seiner unmittelbar nach Auflösung des Reiches erschienenen Schrift über die Verfassung Deutschlands ungefähr denselben Standpunkt wie Massenbach ein, indem er Zusammenfassung der Kräfte der Einzelstaaten nach außen befürwortete. Die Armeen derselben müßten, wie er zeigte, gleichmäßig geschult sein, es müsse eine gemeinsame Kriegskasse und für die auswärtigen Angelegenheiten eine Zentralstelle geschaffen werden. Wie eine Prophezeiung nimmt es sich aus, wenn er hinzufügt, ein Werk wie die Vereinigung der deutschen Nation könne, wie tief und bestimmt das Bedürfnis einer solchen auch empfunden werden möchte, nie Frucht der Ueberlegung, sondern immer nur der Gewalt sein. Die Jahre 1866 und 1870 haben dies bestätigt, nur war es in letzterem Falle nicht Gewalt und Zwang Preußens, sondern der Angriff Frankreichs, der dieses Ergebnis herbeiführte. Goethe aber schrieb 1814, als Stein mit dem Gedanken einer Wiederherstellung des Kaisertums in verbesserter Gestalt gescheitert war, an Professor Luden in Jena: „Mich tröstet nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest wie Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, um mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andre Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst untergegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, die um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht.“

Unsre Lebensversicherungsgesellschaften. Die Staatsregierungen haben die Lebensversicherungsinstitute bisher ziemlich frei gewähren lassen und sich auf Prüfung und Genehmigung der Statuten, sowie auf Ueberwachung ihrer Handhabung beschränkt. Diese Ueberwachung ist indes eine mehr äußerliche und beschäftigt sich weniger mit der so überaus wichtigen Reservenberechnung der Institute und deren alljährlicher Rechnungslegung in einer, die Richtigkeit derselben genauer kontrollirenden Weise. Dies wäre aber dringend wünschenswert. Verwaltungsräte und Generalversammlungen gewähren dafür keine ausreichenden Bürgschaften, wie die neusten Vorgänge bei der Hannoverschen Lebensversicherungsanstalt beweisen. (Vergl. Nr. 68 der Berl. Börsen-Ztg. v. d. Z.) Das versichernde Publikum ist also zumeist auf blindes Vertrauen angewiesen. Daß dieses auch getäuscht werden kann, haben die im Laufe der Jahre wiederholt vorgekommenen Zusammenbrüche von Lebensversicherungsanstalten gezeigt; Tausende haben dabei die mühsamen Ersparnisse eines halben Menschenlebens eingebüßt. Die Schuld lag u. a. hauptsächlich an der Unzulänglichkeit der Reservefonds. In diesen, sagt ein längst verstorbener, sehr verdienter Lebensversicherungsmathematiker, liegt die ganze

Lebenskraft eines Instituts und die alleinige Bedingung seiner Lebensfähigkeit. Ist eine Lebensversicherungsgesellschaft in einer solchen Verfassung, daß sie aus den Mitteln des Geschäfts selbst den technisch richtig berechneten Reservefonds dauernd nicht zu reponiren vermag, so ist sie bankrott, und wenn noch so viele Millionen als Aktien- oder Garantiekapital hinter ihr stünden. Der Schwerpunkt der Sicherheit eines solchen Instituts ruht einzig und allein in diesen Reservefonds.

Hiernach drängt sich die Frage auf: Sind diese Reservefonds bei allen Lebensversicherungsinstituten richtig berechnet und unausgekehrt auf ihrer rechnungsmäßigen Höhe erhalten, ist die Sicherheit der Institute also eine für alle Zeiten unzweifelhafte? Von einer ganzen Anzahl unsrer Lebensversicherungsinstitute ist dies anzunehmen. Indes ist es für das versichernde Publikum wichtig, dies nicht bloß voraussetzen zu müssen, sondern auch die beruhigende Gewißheit zu haben, daß es unbeforgt jedem Lebensversicherungsinstitute seine Ersparnisse anvertrauen und der prompten Erfüllung der von dem Institut übernommenen Verbindlichkeiten jederzeit gewiß sein darf. Diese Gewißheit zu schaffen, hat der Staat, der sich die Sicherung von Gesundheit, Leben und Eigentum seiner Angehörigen in andern Beziehungen angelegen sein läßt, ein großes Interesse, teils darum, weil bei den Lebensversicherungsinstituten ein namhafter Teil des Nationalvermögens angelegt ist, teils auch darum, weil es sehr wünschenswert ist, daß alles geschehe, was die fortgesetzte, vertrauensvolle Beteiligung des Publikums an den Segnungen der Lebensversicherung zu fördern geeignet erscheint. Es ist also ein dringendes Bedürfnis, daß der Staat den Lebensversicherungsinstituten gegenüber sein Aufsichtsrecht eingehender geltend mache. Denn der Konkurrenzkampf der Lebensversicherungsinstitute veranlaßt diese zu teilweise sehr bedeutenden Kostenaufwendungen. Andererseits werden die Einnahmen der Institute infolge des sinkenden Zinsfußes erheblich geschmälert, wie denn zugleich auch die Schwierigkeit guter verzinslicher Kapitalanlagen und die Gefahr hiermit zusammenhängender, tatsächlich vorkommender Verluste wächst. Also einesteils sich mehrende Ausgaben, andernteils sich verringernde Zinseneinnahmen, und doch sollen sich steigende Dividenden und Tantiömen herausgerechnet werden!

Daß unter diesen unleugbar schwierigen Verhältnissen die Reservefonds der Lebensversicherungsinstitute nicht zu kurz kommen und ihre Solidität nicht gefährdet werde, darüber möge der Staat wachen und den Instituten auch die Aufstellung möglichst ins einzelne gehender Jahresrechnungen nach einem einheitlichen Schematismus auferlegen. Dieser Aufgabe, die freilich nicht leicht ist, dürfte sich der Staat für die Dauer nicht entziehen können, im übrigen mag er nach wie vor die Lebensversicherungsinstitute ihrer freien Fortentwicklung überlassen.

Stilblüten. Bekanntlich ist Deutschland jetzt mit so vielen, so großen und so fruchtbaren Dichtern gesegnet, daß man, um mit der Entwicklung der jüngsten Nationallitteratur Schritt zu halten, Tag für Tag und von früh bis spät Romane und Gedichte lesen müßte. Leider gestatten die Verhältnisse nur den wenigsten Deutschen, dieser Pflicht in vollem Umfange zu genügen — ein neuer unwiderleglicher Beweis für die Wahrheit der pessimistischen Weltanschauung im allgemeinen und für die Trostlosigkeit unsrer Zustände im besondern! Wir dürfen daher ohne Beschämung eingestehn, einen der Größten von den Großen, Hermann Heiberg, erst in den letzten Tagen kennen gelernt zu haben, fühlen uns aber um so mehr gedrängt, andern zu sagen, welche Genüsse wir dieser neuen Bekanntschaft verdanken.

Es handelt sich um eine Erzählung „Margots Träume.“ Ihrem Helden erinnern wir uns wohl schon mehrmals begegnet zu sein. Er nannte sich sonst Dichter oder Maler oder Husarenleutnant oder Kammerjunker, diesmal hat er soeben das Affessorexamen glücklich bestanden, und seine Beschäftigung ist immer dieselbe: allen Frauenzimmern, jung und alt, schön und häßlich von Gestalt, die Köpfe zu verdrehen. Dazu genügt sein bloßes Erscheinen, er spricht nichts, er thut nichts, was auch den Leser für ihn einnehmen könnte, er kommt und läßt sich lieben und liebt manchmal selbst; wodurch er eine so unwiderstehliche Gewalt ausübt, das verschweigt der Verfasser diskreter Weise. Um unsern Affessor nun wirbt eine ganze Schar mehr oder weniger verschrobener Frauenzimmer, voran die eigne Schwester, die über Schopenhauer geraten ist und sich da um ihr bißchen Verstand gelesen hat. Alle werfen sich ihm ohne Umstände an den Kopf, „beziehungsweise“ an den Hals, und schwagen den belustigendsten Unsinn, um ihm zu zeigen, wie bedeutend sie sind, und wie tief in die Ausdrucksweise Hermann Heibergs eingedrungen. Hier einige Proben.

Auf der ersten Seite erhält der Held die Nachricht von dem Ableben seines in Wiesbaden lebenden Onkels, wird dadurch Millionär und kann sich nun ausschließlich dem oben angedeuteten Verufe hingeben. Bei dem Empfange dieser Nachricht „zerdrückt er in dem einen Auge eine Thräne der Rührung, in dem andern eine solche (!) ausgelassener Freude.“ Der Verfasser findet dieses Kunststück „begreiflich.“ Die erwähnte Schwester, auf deren „feingeschnittenen (!) Wangen allezeit eine auffallende gleichsam stumme Blässe liegt,“ möchte ihn am liebsten für sich behalten, aber er zieht hinaus in die Welt, zunächst zu einem Onkel, der noch wirklich lebt und zwei Töchter besitzt. Die Mutter, die sich „jauster Wangen“ erfreut, hält ihm beim Abschied eine Poloniusrede, die folgendermaßen beginnt: „Beim Schachspielen, mein teurer Alexander, sind die unbeachteten Bauern trotz der Beschränkung ihrer Rechte schließlich stets unsre besten Verbündeten. Beschränkte Rechte haben auch im Lebensspiel zunächst nur Besonnenheit und weise Ueberlegung. Und doch sind sie es, die Bauern u. s. w. Respicio finem!“ Das solle er sich besonders für die Wahl einer Lebensgefährtin merken. Sie trägt diese tiefe Weisheit vor „nach ihrer Art den Dingen auf den Grund gehend.“ Der Sohn verspricht auch die Lehre zu beherzigen, hat sie jedoch sofort vergessen, als er mit seinen Cousins zusammen trifft. Die eine schien oft „mehr noch als ein Kind zu sein.“ Ob das heißt: noch weniger als ein Kind, oder: mehr noch ein Kind als eine Jungfrau, vermochten wir nicht zu ergründen. Die andre nennt ihn, ihm ins Gesicht, in einem Atem „einen zu früh alt gewordenen etwas an der Leber leidenden Apollo“ und einen „herrlich gebauten Leuchtturm, ders nicht mehr der Mühe wert hält, die Lichter anzuzünden.“ Sie hält ihm aber auch vor, daß, wenn alle lachen, um seinen Mund „höchstens ein Miniaturlächelchen fliege,“ und daß er, bevor er über menschliche und göttliche Dinge urteile, „rasch vorher alle Superlative an dem Handtuch seiner souveränen Bedächtigkeit abtrockne.“ Diese Dame ist, wie es scheint, sogar dem herrlich gebauten Alexander zu geistreich. Rückhaltlos bewundert er hingegen die „gesunde Weisheit“ einer Kaufmannstochter mit „heißblassem Angesicht.“ Sie hat ihm nämlich eröffnet, einem Nichtsthuer, wie er, gegenüber verschöben sich die natürlichen Verhältnisse. „Sonst wirbt der Mann! In solchen Fällen aber werben unwillkürlich die Frauen, auch die zurückhaltendsten. Und eine werbende Frau! Nichts geht so sehr gegen mein Gefühl!“ In der That schlingt sie nicht sofort, sondern erst bei der nächsten Begegnung, „die Arme um seinen Hals.“ „Ich gebe mich ganz (nicht Ganz), wie ich bin,“ sagt

sie. „Ich habe aber nicht den aus den fünf Sinnen sich meistens ergebenden sechsten unsichtbaren Sinn der übrigen u. s. w.“ Leider steht der Verbindung dieses herrlichen Paares ein düsteres Geheimnis im Wege, und auf die Lösung, wie auf Margots Träume müssen wir noch einen Monat lang warten, da erst im nächsten Hefte der Schluß folgt. Die Spannung ist furchtbar. Wir raten hin und her, aber, wie noch ein andres Fräulein so schön sagt: „Menschliche Einsicht ist kürzer als eines Fadens Ende.“ So müssen wir uns denn gedulden, bis auch diese Geschichte ein kurzes Ende findet. Immerhin werden unsre Leser uns Dank wissen für die Einführung in eine so gewählte Gesellschaft, die, mit blühendem Unsinn bekränzt, des Lebens Unverstand mit Wemut zu genießen versteht.



Litteratur

Von unehrlichen Leuten. Kulturhistorische Studien und Geschichten aus vergangenen Tagen deutscher Gewerbe und Dienste von Otto Bencke. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, W. Herz, 1889

Mit Befriedigung sehen wir den Verfasser aus seiner Vaterstadt Hamburg diesen Band zum zweitenmal entsenden, und zwar wesentlich vermehrt durch eigne Studienergebnisse und auf Grund von Mitteilungen, die dem lebenswürdigen Verfasser von Lesern aus andern deutschen Gauen zugegangen sind. Eine würdige Gesinnung steht hinter dem bunten Material, das er über Art und Anart unsrer Alvordern aus den Altentstücken in konkreter Weise vorlegt. Man spürt nichts von Ermüdung beim Lesen, denn bald ist es der Humor, bald eine ernste Reflexion über die erzählten Thatfachen, die unsre Teilnahme immer wieder auffrischt. Eine Fülle sogenannter unehrlicher Gewerbe und Dienste werden uns vorgeführt, die aus verschiedenen Gründen in Deutschland unterhalb der guten ehrlichen Gesellschaft standen. So finden wir Hirten, Spielleute, Vader und Barbier, Leinweber, Bettelbögte, Nachtwächter, Schergen, Scharfrichter u. a., die mit ihren Angehörigen der sozialen Geringschätzung verfallen waren; wir sehen diese Geringschätzung in Beispielen aus dem damaligen Leben, wir erfreuen uns der obrigkeitlichen Bemühungen, mehreren dieser Klassen von Anehrliehen ihren Makel abzunehmen, und bemerken mit Erstaunen, wie schwer diese Bemühungen gegenüber dem Volksgesühl durchgesetzt werden. Dabei lernen wir eine Menge kulturgeschichtlicher Einzelheiten kennen, sogar ein Stück Volkslitteratur. Einen versöhnlichen Abschluß giebt der Verfasser seinem Buche durch den Abschnitt vom „Ehrlichsprechen,“ denn allerdings gelang es zuweilen und mit der Zeit immer mehr, daß sowohl einzelne als auch Klassen von Anehrliehen bei günstiger Gelegenheit vom Kaiser oder andern Obrigkeiten emporgehoben wurden, sogar Scharfrichter. Und so ist es uns bei diesen letzten lebhaft ausgemalten Geschichten, als sei das meiste, was wir zuvor an Verdrießlichem gelesen haben, ein böser Traum gewesen, halb in Vergessenheit geraten durch das erfreuliche Licht des hellen Tages.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig